



Weissrussland

## Unterwegs im weissen Flecken

*Wenig weiss man hierzulande über Weissrussland. Für viele ist der autokratisch regierte Staat im nordöstlichen Europa ein weisser Fleck auf der Karte. Dabei leidet das Land am stärksten unter den Folgen des Unfalls von Tschernobyl vor dreissig Jahren. Eine Reise ins Unbekannte und drei Begegnungen.*

von Serafin Reiber

**I**n der gegenüberliegenden Sitzreihe hat Vitus Bass mit dem Sortieren seiner Erinnerungsfotos begonnen. Mit müden, aber leuchtenden Augen lehnt sich der 67-Jährige im Sitz zurück, plattgedrückt von den Erlebnissen der vergangenen Woche. Seiner Frau Gertrud dürfte es ähnlich gehen, ebenso seiner Enkeltochter und den anderen sieben Mitreisenden aus Graubünden. Sie alle sind unter der Leitung von Andreas Weber für eine Woche nach Weissrussland geflogen, um ehemalige Gastkinder zu treffen und einen vorsichtigen Annäherungsversuch an die weissrussische Kultur zu unternehmen.

### Grosse Armut, grotesker Protz

Seit 1994 kümmert sich der Verein «Tschernobylhilfe Surselva» um die

«Kinder von Tschernobyl». Sie stammen nicht aus dem Ort Tschernobyl – dieser ist heute ein Geisterort –, sondern aus der Region um die Stadt Gomel im Süden Weissrusslands. Das Gebiet leidet bis heute am stärksten unter den Folgen des schlimmsten Unfalls in der zivilen Nutzung der Atomkraft. Nach dem Super-GAU vom 26. April 1986 fielen siebenzig Prozent des radioaktiven Niederschlags auf den Boden des verarmten Landes, das im Zweiten Weltkrieg einen Viertel seiner Bevölkerung verloren hatte.

Auch ich klappe meinen Laptop auf und beginne, gedankenverloren Fotos zu sortieren. Längst haben die Flugbegleiter ihren letzten Kontrollgang durch die Kabine beendet. Unsere Maschine steht startbereit auf der einzigen Bahn des na-

tionalen Flughafens von Minsk, der weissrussischen Hauptstadt. Die hereinbrechende Dämmerung über dem Rollfeld lenkt meinen Blick zum Fenster. Um die Mittagszeit werde ich zu Hause sein, 1500 Kilometer Luftlinie entfernt. Zu Hause, in einem freien Land. Vor meinem geistigen Auge entstehen die Bilder vergangener Woche: Das Lachen der Kinder, die sumpfigen Strassen, die unvorstellbare Armut in der kleinen Stadt Dobrusch, der groteske Protz in der Hauptstadt Minsk. Aber wie so oft im Leben kommt es anders, als man denkt. Eine Durchsage, ein Signalton. Die Embraer 190 rollt auf die Parkposition zurück. Das linke Triebwerk hat seinen Dienst quittiert. Der Kapitän lächelt betreten, entschuldigt sich. Es geht zurück in die sterilen Hallen des Flughafens,



Fotos: Keystone/AP/Sergei Grits

eines bläulich glänzenden Vorzeigebaus der Regierung Lukaschenko, die auch als letzte Diktatur Europas bezeichnet wird. Hier hatte unsere Reise in eines der wunderbarsten Länder der Welt begonnen.

**«Wie Journalist? Sind Sie Beamter?»**

Deswegen zurück zum Anfang: In einem dicken Wintermantel gehüllt, mit ins Gesicht gezogener Schiebermütze und rot angelaufener Nase empfängt uns Igor. Er wird uns als Dolmetscher begleiten. Der 34-Jährige ist kein professioneller Übersetzer. Er malt und unterrichtet in einem Minsker Vorort Gestaltung und Design. Reiseleiter Andreas ist Rubel holen gegangen, es bleibt Zeit für einen ersten Annäherungsversuch. Nach unverbindlichem Geplapper erzähle ich Igor, dass ich Journalist sei und eine Reportage schreiben wolle. Seine Reaktion überrascht: «Wie Journalist, sind Sie Beamter?» Ich verzichte darauf, Igor die bei uns übliche Trennung zwischen Medien und Staat zu erklären, denn Andreas ist aus der Wechselstube zurückgekehrt und Fahrer Iwan wartet schon. Wie ein Geheimagent steht er da – Glatze, spitze Lederschuhe, Lederjacke, Knopf im Ohr. «Iwan sagt, der Bus ist ganz neu», übersetzt Igor pflichtbewusst. Wir steigen ein in einen Mercedes Sprinter aus russischer Lizenzproduktion. Das Modell wurde in Westeuropa 2006 vom Markt

genommen. Im Osten hat die Produktion erst begonnen. Trotzdem ist der Bus Symbol für die wirtschaftliche Öffnung eines Landes, das sich zögerlich von der Planwirtschaft zu lösen beginnt.

Vor der Weiterreise Richtung Dobrusch, das östlich von Gomel liegt, unternehmen wir einen Stadtbummel in Minsk. Es ist windig, verregnet und kalt, etwas über fünf Grad. Die Boulevards sind verlassen, nur einige Strassenfeger kehren die Laubblätter zusammen – mit Schaufel und Besen. «Hier lachen sie aber nicht gern», bemerkt Gertrud Bass nach eingehendem Studium der Passanten. Und nach einer kurzen Denkpause: «Sie haben ja auch wenig Grund dazu.» Gegen Mittag treffen wir uns mit Boris. Sein Büro liegt unweit des berühmten Unabhängigkeitsprospekts, der Minsker Flaniermeile. Seit neunzehn Jahren organisiert Boris zusammen mit seiner Kollegin Ljudmilla den Erholungsaufenthalt von «Tschernobylkindern» in zwölf Ländern. Angeregt dazu wurde er von der Stiftung «Den Kindern von Tschernobyl», die 1989 von der weissrussischen Bürgerrechtlerin Irina Gruscewaja und ihrem Mann gegründet worden war. Das Büro im Erdgeschoss einer Mietskaserne ist einfach, fast spartanisch. «Die Heizung läuft seit gestern. Aber die Mauern sind dick», erklärt Boris verlegen. In Weissrussland entschei-

det der Staatspräsident, wann es in Mietwohnungen kalt genug zum Heizen ist. An den Wänden hängen Landkarten. Eine zeigt die verstrahlten Gebiete Weissrusslands, der Südosten ist tiefrot.

**Angst vor Regierung**

«Es ist ruhiger geworden», erzählt Boris. Der Erholungsaufenthalt sei nicht mehr ganz so begehrt. «Wir freuen uns aber, dass es trotz aller Schwierigkeiten



Die weissrussischen Gebiete nordöstlich vom ukrainischen Tschernobyl waren 1986 vom radioaktiven Niederschlag schwer betroffen, so auch Gomel und Dobrusch.



Fotos: Serafin Reiber

*Galina, die geblieben ist. Sie lebte schon als der Unfall von Tschernobyl geschah im heute verstrahlten Gebiet.*

weitergeht. Im Sommer sind 800 Kinder nach Westeuropa gefahren.» Es seien andere Kinder, die sie nach den vier Wochen Erholungsaufenthalt abholten, versichert er. «Wir arbeiten mit einem unabhängigen Institut für atomare Sicherheit zusammen. Spezialisten messen die Radioaktivität im Körper der Kinder vor der Abreise und bei ihrer Rückkehr. Es hat sich gezeigt, dass die vier Wochen genügen, um die Radioaktivität bis zur Hälfte zu reduzieren. Deshalb ist die Tschernobylhilfe heute noch wichtig.»

Natürlich hänge das auch davon ab, was die Kinder zu Hause essen. «Meist ist das Essen dort, wo sie leben, verseucht. Am schlimmsten sind Beeren, Pilze, selbst gefangene Fische und Wildfleisch, gefolgt vom Gemüse aus dem eigenen Garten. Wir versuchen die Eltern aufzuklären, so gut es geht.» Und was unternimmt die Regierung, um den unzähligen betroffenen Familien zu helfen? «Sie hilft den Kindern so gut sie kann», antwortet der hauptberufliche Lehrer hastig. Dass dieselbe Regierung die verstrahlten – auf der Karte tiefrot – Gebiete im Süden des Landes wiederbesiedeln will, als existierte dort keine Belastung, verschweigt er. Genauso wie das neue Atomkraftwerk an der Grenze zu Litauen, das dieser Tage gebaut wird. Und wie alle anderen Weissrussen erscheint Boris hier übrigens nicht mit richtigem Namen. Wir hatten es so vereinbart.

#### «Nichts Ernstes»

Szenenwechsel zum Rand der Sperrzone: Die Gespräche über gestern Abend sind verstummt. In gemächlichem Tempo tuckern wir durch die topfebene Landschaft. Schlaglöcher klaffen auf den behelfsmässig asphaltierten Strassen. Draussen mischt sich das trübe Grau des Himmels mit dem stumpfen Grün und Braun der Felder. Drei Tage sind seit unserer Ankunft in der Region Dobrusch verstrichen. In einem Dörfchen weit von der russischen Grenze machen wir halt. Wir sind in einem der Gebiete, die auf Boris' Karte tiefrot eingezeichnet sind. Andreas Weber, Präsident der «Tschernobylhilfe Surselva», misst die Strahlung: 0,5 Mikrosievert pro Stunde. Ab einer Belastung von 0,6 Mikrosievert pro Stunde darf in der Schweiz ein Gebiet nicht betreten werden. Das Dorf scheint verlassen, und doch bleibt unsere Ankunft nicht unbemerkt. Eine alte Frau verlässt ihr Holzhaus, um uns zu begrüßen. Dank Igor erfahre ich, dass sie Galina heisst und siebzig Jahre alt ist. Wir kommen ins Gespräch. Erinnert sie sich an den 26. April vor dreissig Jahren? Igor übersetzt: «Am Tag der Katastrophe sortierte ich Saatkartoffeln. Warm und sonnig war es an diesem Samstag. Den ganzen Vormittag arbeiteten meine Mutter und ich im Hof. Ich brauchte keine Handschuhe, es war ja so warm. Am Mittag schlug der Wind um, schwere,



*Polina, das Mädchen, das in die Schweiz in die Ferien durfte (im Hello-Kitty-Pulli), zusammen mit seinen Eltern Fjodor und Zoja, seinen Gästen aus der Schweiz Gertrud und Vitus Bass sowie deren Enkelin Reyna (von links nach rechts).*

schwarze Wolken zogen auf. Wir brachten unsere Sachen ins Trockene und suchten Zuflucht im Haus.»

Ein landläufiges Frühlingsgewitter, weiter nichts, habe sie sich gedacht. Erst als sich das Wasser gelb verfärbt habe, sei sie misstrauisch geworden. «Erst viele Jahre später erfuhr ich, was die Wolken und der gelbe Regen mit Tschernobyl zu tun hatten: Ausländer kamen ins Dorf, sprachen von Strahlung und den Risiken für die Gesundheit. Viele verliessen darauf das Dorf.» Wir gehen in den Garten. Galina zeigt mir ihre Gemüsebeete, ihre Hühner, das aus der näheren Umgebung gesammelte Holz. Sie war nie verheiratet, hat keine Kinder und lebt seit ihrer Kindheit im Dorf. Ihren Vater hat sie nie kennengelernt. Er starb, als sie noch ein Kind war, im Zweiten Weltkrieg – auf der Seite der Partisanen, wie unzählige andere Weissrussen. Stolz zeigt sie eine sorgfältig gerahmte Porträtaufnahme.

Ob sie gesundheitliche Probleme habe, frage ich vorsichtig. «Nein», übersetzt Igor, «zum Glück nicht. Mein Herz ist alt, und in meinen Beinen sammelt sich Wasser. Aber nichts Ernstes.» Und wie steht es sonst um die Auswirkungen der



*Iwan, der Fahrer. Er dirigierte den Reisebus der Schweizer Besucher durch Weissrussland.*

Strahlung? In Karma – dem nächsten grösseren Ort – sei dieses Jahr eine Frau aus unerklärlichen Gründen verstorben, mehr wisse sie nicht. «Immer mehr Leute zogen weg. Vielleicht wegen der Strahlung, vielleicht auch, weil es hier keine Arbeit gibt», sagt Galina und fügt an: «Der Präsident hat gesagt, das Problem sei gelöst. Er will, dass hier wieder Menschen leben, so wie früher. Vielleicht kommt ja wieder Leben ins Dorf.» Wir müssen weiter. Ein Foto, eine Tafel Schokolade für Galina. Türe zu, ein letztes Winken, und Iwan gibt Gas.

### Nur keine Kritik

Am Abend besuche ich mit Vitus, Gertrud und ihrer Enkeltochter das weissrussische Mädchen Polina und ihre Familie. Die Achtjährige war letzten Mai im bündnerischen Sogn Benedetg zu Gast. Schnurgerade führt die Strasse nach Zhgun, einem 2000-Seelen-Dorf. Im Eingang eines Mehrfamilienhauses erscheint ein kleines Gesicht mit leuch-

tenden Augen. Es geht ins Haus, Mutter Zoja bittet zu Tisch, Vater Fjodor schenkt Wodka ein. Swetlana, eine Lehrerin aus Gomel, übersetzt. Die Wohnung ist klein, die Küche winzig. Zoja reicht Borschtsch und Draniki, eine Art Kartoffelpuffer. Fotoalben von der Geburt, dem ersten Schultag, dem ersten Ausflug nach Minsk werden herumgereicht. «Wir sind sehr froh und dankbar, dass Polina zur Erholung in die Schweiz fahren durfte», sagt die dreissigjährige Zoja. «Hattest du Angst, als deine Tochter so weit wegfuhr?», möchte Gertrud wissen. «Am Anfang schon. Ich konnte nicht schlafen, hatte Angst vor der langen Reise», antwortet Zoja und lacht. «Bei meinem Mann war's noch schlimmer, jeden Abend sass er vor dem Computer und wartete auf Fotos aus der Schweiz.»

Fjodor steht verlegen in der Tür. Das Reden ist seine Sache nicht, lieber schenkt er grosszügig nach. Erst nach beharrlichem Nachfragen finde ich heraus, dass Fjodor in einem Waffenlager und

seine Frau als Postbotin arbeitet. Erinnerungen an den April 1986 haben Zoja und Fjodor nicht: Sie kamen in jenen Tagen zur Welt. Über die unsichtbare Gefahr wissen sie nichts – oder geben vor, nichts zu wissen. Die Angst, etwas Falsches über den Staat zu sagen, ist noch immer spürbar. Auch Swetlana, die mir sonst stets freundlich und wohlwollend begegnete, reagiert abweisend, als ich ihr von meinem Beruf erzähle. Sie wisse nichts, ich solle in Minsk fragen. «Und nein, ich bin gesund.» Der Bus kommt, wir verlassen den reich gedeckten Tisch. Alle schweigen peinlich berührt. Vitus bricht das Schweigen: «Vielen, vielen Dank! Sie waren so gastfreundlich, so lieb zu uns. Wir sind sehr glücklich, hier gewesen zu sein», sagt Vitus. «Kommt wieder», entgegnet Zoja augenblicklich. Wir steigen ein. «Spasiba!» – «Danke!», ruft Gertrud hastig. Danke. Das wichtigste Wort in jeder Sprache der Welt. ■

### Monströses Wunder

Das silberne Ungetüm ist über hundert Meter hoch, 36 000 Tonnen schwer und das grösste bewegliche Objekt der Welt. Es wurde im November auf Schienen vorwärtsgeschoben und soll die Folgen des schlimmsten Unfalls in der zivilen Nutzung von Atomkraft dämmen. Der zweite Sarkophag von Tschernobyl, heute ein geschwungenes Wunder aus Beton und Stahl, galt jahrelang als monströses Problemkind. Zwischenzeitlich sollte der Bau gar gestoppt werden. Nun wölbt er sich endlich über den 1986 verunglückten Reaktor 4 und über den ersten maroden Sarkophag. Ende gut, alles gut? Für hundert Jahre ja. Nur so lange nämlich kann der neue Sarkophag seine Schutzfunktion erfüllen. jho



Foto: Keystone/AP European Bank for Reconstruction and Development